

MAREN
LASSANDER

LESEPROBE

Kreuzschmerzen

Kriminalroman



MAREN
LASSANDER

Kreuzschmerzen

Kriminalroman

GOLKONDA



Der Umwelt zuliebe

- produzieren wir zu über 90% in Deutschland
- achten wir auf kurze Transportwege
- drucken wir auf Papier aus verantwortungsvollen Quellen

© 2023 Europa Verlag AG, Zürich
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,
nach einem Motiv der Autorin
Lektorat: Silwen Randebröck, Berlin
ISBN 978-3-96509-069-9
Alle Rechte vorbehalten
www.golkonda-verlag.com

Prolog

»Verzeihen Sie, ich müsste Sie eben mal sprechen.«

Es war ein heißer Tag auf dem Zermatter Bergsteiger-Friedhof, – ein normaler Augusttag im Wallis, wenn man 28 Grad Celsius auf einer Höhe von sechzehnhundert Metern normal nennen will.

Jorne Serrano setzte die mit verwelkten Blumen beladene Schubkarre ab: In der prallen Sonne stehend, die warme, gestampfte Erde unter den Füßen, wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Langsam hob er den Blick – *weiße, milchweiße Knie, Bachstelzenbeine, schlanke Fesseln... Spitzensöckchen, rot gelackte Ballerinas ...*

»Sie sind doch der Jorne, nicht wahr?«

Der schwarze Wickelrock und die gebügelte weiße Bluse erinnerten an die Aufmachung einer Internatsschülerin, der Gretchenzöpfe und ein knallrotes Bandana eine leicht frivole Note verliehen.

»Wer will das wissen?

»Eine Friedhofspaziergängerin ... mit regem Interesse an Ihren – wie soll ich sagen – Fachkenntnissen.«

Das hoch aufgeschossene Mädchen streckte die Hand aus – so von oben herab, obwohl es fast noch eine Kinderhand war – und löste bei Jorne nicht nur Misstrauen, sondern Verlegenheit aus. Er begann sich linkisch die Hände zu wischen.

»Ist schon gut«, sagte das Mädchen. »Ein bisschen Dreck macht mir nichts aus. Kann ich Sie mal kurz sprechen?«

Jorne nickte, selbst wenn er sich nicht danach fühlte. *Wer war diese Frau?*

Ihm fiel auf, dass sie vor einer Gedenkstätte standen – dem »Grab des unbekanntenen Bergsteigers«. Der Stein hatte Ähnlichkeit mit dem schrecklich-schönen Berg, den er nur allzu gut kannte. Vom Friedhof aus war der weiße, selbst im Sommer von Lawinen berieselte Dreikant deutlich zu sehen. Als junger Kletterer hielt Jorne den Berg noch für ein Zeichen Gottes, weil der Mensch nie in der Lage sein würde, etwas ähnlich Imposantes zu erschaffen. Inzwischen wusste er, dass der steinerne Tempel ein Pandämonium war und einige dieser Dämonen hausten in seiner Seele.

»Worum geht's?«

»Eine Zweierpartie.« Sie nahm den Rucksack nicht ab – eher glitt er ihr von der Schulter; aus dem Laptopfach zog sie einen Collegenblock. In dem Hauptfach waren noch ein braunes Kuvert, Durchdrückstreifen eines Multivitamin-Präparats und eine Tüte mit Studentenfutter zu sehen.

»Dann hat Sie der Chef von der Bergsteigerschule geschickt?«

»Hm hm.« Ihr Lächeln war zuckersüß, doch da war etwas in ihrem Blick, das einem Angst machen konnte. Vielleicht lag es auch nur am sonderbaren Blau ihrer Augen. »Er scheint Sie nicht besonders zu mögen, aber ohne seine Beschreibung hätte ich Sie bestimmt nicht erkannt.«

Quatsch nicht, dachte Jorne bei sich. Niemand in diesem Talkessel – auf dessen Grund die Häuser wie im vergletscherten Kiefer eines Untiers dalagen – hatte eine dermaßen verfilzte Mähne, die übrigens noch verdächtiger wirkte, wenn er sie mittig gescheitelt zurückgekämmt trug. Im McDonald's in Gamsen hatten sie ihn deshalb mal als Vokuhila beschimpft. Es war nicht das erste Mal

gewesen, dass er sich im Anschluss an die Schlägerei fragte, warum sich manche Menschen an seinem Aussehen störten. Vielleicht hatten sie Angst. Unter einer scharf geschnittenen Nase saß ihm der Mund wie ein Spatenhieb im Gesicht. Seine Augen lagen dagegen in schattigen Höhlen.

»Tut mir leid«, sagte Jorne, »aber ich führe nicht mehr.«

»Das weiß ich doch«, sagte das Mädchen. »Sie hatten vor Jahren einen schlimmen Unfall am Berg.« Und mit einem Blick auf ihre Notizen: »Fünf Tote. Eine der Verunglückten war ihr Mündel. Die kleine Schizo-Vreni – so wurde sie doch in ihrer Dorfgemeinschaft genannt. Ein richtiger Wildfang, nicht wahr? – Oh, an dieser Stelle, mein aufrichtiges Beileid ... Die Versicherung forderte damals im Auftrag der Genossenschaft ein Gutachten an. Ein Kollege nannte Sie öffentlich einen Halunken. Wie ist es Ihnen seitdem ergangen?«

»Wie meinen Sie das?«

»Nun, haben Sie sich daran gewöhnt in der Scheiße zu leben?«

Der Satz traf Jorne wie ein Schlag in den Magen. »Ach, wissen Sie, man muss ja nicht reinfassen, sag ich immer... .. äh, wie war Ihr Name noch mal?«

»L.«

»Na schön, Elle ...« Jorne glaubte tatsächlich den französischen Namen Elle zu verstehen und probte ein versöhnliches Lächeln. »Sie wollen wissen, wie es mir geht? – Ich habe Kreuzschmerzen, jeden Tag und das nicht zu knapp.«

»Kreuzschmerzen? Ach, Sie Ärmster.« Sie kicherte wie über einen unständigen Witz. »Sie dachten, der liebe Gott hält seine schützende Hand über Sie, Sie dachten Sie gingen an seinem Seil, als Sie die Flachländer auf das *Horu* rauf lotsten. Aber so war es nicht, nicht wahr, und jetzt – wo Sie auf die Nase gefallen sind – liegen Sie mit Ihrem Schöpfer... .. über Kreuz. Sie fragen sich, warum hat er Ihren Sturz nicht verhindert. Hab ich recht?«

Statt zu antworten, fuhr sich Jorne mit der Hand über das stopplige Kinn: Der Unfall hatte ihn zum Invaliden gemacht, zum Friedhofsgärtner, dem die Gemeinde seitdem das Gnadensbrot gab. *Wärscht wohl besser gestorben, Jorne ... Ein guter Führer kehrt niemals ohne seine Gäste zurück.*

»Ich glaube, Sie sollten jetzt besser gehen«, sagte Jorne.

»Meinen Sie?« Das Mädchen verzog spöttisch die Lippen. »Darf ich Ihnen einen Rat geben? Gegen die Kreuzschmerzen? Stehen Sie wieder auf ...«

»Dazu ist es zu spät«, sagte Jorne. »Der alte Esel ist reif für die Schlachtbank. Sie werden schon einen anderen Bergneger finden ...«

Diesmal verzog sie die Lippen, als hätte sie auf etwas Saures gebissen. »Um ehrlich zu sein, ich suche eher eine Reisebegleitung. Ich besorge einem kleinen Sammlerkreis seltene Antiquitäten und bräuchte einen, der richtig zupacken kann.«

»Wovon reden wir?«

»Christliche Devotionalien, antikes Zeug. Die Arbeit ist gut bezahlt.«

»Davon bin ich überzeugt.« Jorne versuchte locker zu bleiben, doch die Nägel in seinem steifen Knie begannen zu jucken. »Und deshalb schnüffeln Sie in meiner Vergangenheit rum?«

»Sie haben doch nichts zu verbergen?« Das Mädchen begann wieder zu blättern. »Ach ja, als Sie die Reha verließen, gingen Sie nicht gleich nach Zermatt. Das Patent waren Sie los, Sie mussten umsatteln – so war es doch, oder? Ein sogenanntes Natursteinzentrum in Domodossola stellte Sie kurzfristig ein. Es gab da einen Steinmetzbetrieb ... Sie schliffen Inschriften von Grabsteinen ab. Wie lange dauerte es, bis die Handschellen klickten. Zwei Monate? Drei?« Sie hatte offenbar Mühe nicht wieder zu kichern. »Jetzt

spielen Sie nicht das Unschuldslamm ... Ihr ehemaliger Chef, den ich letzte Woche im Luganer Gefängnis *La Stampa* besuchte, hat mir alles erzählt.«

»Wie? Sie haben den *Padrone* besucht?«

»Ja, den Ehrenhobel persönlich. So wird er doch in seinen Kreisen genannt. Wussten Sie wirklich nicht, dass der Weiterverkauf von gestohlenen Grabsteinen zum Kerngeschäft der Tessiner Mafia gehört?«

»Was soll das?« Jorne hatte allmählich genug. »Ich sagte schon, es ist besser, wenn Sie jetzt gehen.«

»Wenn ich das täte ...« – sie packte ihre Kladde zusammen –, »... hätten Sie sich um ein fünfstelliges Sümmchen gebracht.« Und da er sie nur anstarrte: »Na sehen Sie, so dumm sind Sie auch wieder nicht.«

»Jetzt mach mal halblang.« Jorne schoss das Blut ins Gesicht. »Wenn du keine Rotznase wärst, dann ...«

»Was dann?«, fiel sie dazwischen. »Unabhängig davon, ob es mit uns klappen wird, sollten Sie wissen, ich habe keine Angst vor dem Tod. Ich weiß nämlich, dass es Schlimmeres gibt.«

Husky-Augen, dachte Jorne bei sich, sie ist auf der Jagd. Nur nach was?

»Sind Sie immer so impulsiv?«, fragte er, um die Situation zu entschärfen. »War doch nur Spaß.«

Ihr Blick wurde wärmer – die Maske der *Püppi fatale* war zurück.

»Ich bin nicht impulsiv«, stellte sie klar, »Sie sollen nur wissen, woran Sie sind. Kommen Sie, gehen wir mal ein Stück.«

Er ließ die alte Kompost-Karre stehen, folgte seiner mysteriösen Besucherin jetzt wie in Trance. Irgendwie wusste er längst, dass er zu seiner Karre nicht zurückkehren würde. Das Mädchen schien sich seiner Sache sehr sicher. Während sie vor sich hinschlenderte,

erzählte sie ihm, früher habe sie Gutachten für eine Antiquitätenbörse geschrieben. Nun arbeite sie für einen Mann in Davos.

»Schön haben Sie's hier«, sagte sie nach einiger Zeit, »irgendwie dachte ich immer, der Friedhof von Zermatt sei nur was für Touristen.«

»Na ja, das ist er ja auch. Rund fünfzig verirrte Seelen, die sich der Berg geholt hat, meistens Ausländer. Dahinten gibt es noch die Reihengräber der Einheimischen, aber der Anblick ist deprimierend.«

»Waren Sie jemals in *Kensal Green*, Jorne?«

»Ich glaube nicht.«

»Sie glauben nicht ...?« Es klang, als hätte das Tauwetter zwischen ihnen begonnen. »Wären Sie dort gewesen, würden Sie sich erinnern: Es ist der älteste Londoner Friedhof und er galt einmal als größte Nekropole der westlichen Welt. Die Urnentürme sollten Sie sehen, ein Gedicht! Nebenbei bemerkt, die viktorianischen Einsteckvasen von dort bringen viel Geld. Schade nur, die meisten Kolumbarien sind inzwischen verfallen.«

»So schlimm ist es?«, fragte Jorne zum Schein.

»Im Vergleich zur Herzgrüftl-Kapelle? – Oh ja. Die Bausubstanz von *Kensal Green* hat enorm unter dem sauren Regen gelitten.«

Und in diesem Ton, der eher einem Selbstgespräch glich, fuhr sie fort. Die Wiener Herzgrüftl-Kapelle sei so etwas wie »die letzte Bastion schwindender europäischer Bestattungskultur«. Selbst Sapânta – der *fröhliche Friedhof* Rumäniens – ähnele inzwischen einer Bahnhofstoilette.

»Nicht dass Sie denken, ich würde vor Frömmigkeit platzen, aber wenn man heutzutage das Mysterium sucht, sollte man nicht auf Friedhöfe gehen. Aus Orten das Spiritus Sanctus sind öffentli-

che Grünanlagen geworden. Es ist nur eine Frage der Zeit und irgendein Nützlichkeitsdenker wird die Gräber mit Solaranlagen bestücken.«

»Und das fänden Sie unerträglich?«, fragte Jorne behutsam.

»Was?«

»Dass man auf dieser überfüllten Erde aus Gräbern etwas Nützliches macht?«

»Nein.« Das Mädchen wirkte nachdenklich. »Aber wenn am Ende des Lebens nur noch die Frage steht, wie man unsere Überreste entsorgt, dann halte ich das für menschenunwürdig ...«

Jorne zuckte ein paarmal hilflos die Schultern.

»Was ich sagen will ... Unsere Kultur hat sich zu einem Kehrichthaufen entwickelt. Niemand hat das die letzten zwanzig Jahre bemerkt, aber so ist es.« Sie nickte unbestimmt in die Gegend. »Am schlimmsten ist die allgemeine Geistesverwirrung. In Schweden soll es Menschen geben, die das Gefrierrocknen von Leichen als Alternative zum Begräbnis empfehlen. Sie wollen ihre zerbröselten, weißen Körper als Düngemittel nach Afrika schicken. In Plastiksäcken ... Was sagt uns das über das Selbstwertgefühl dieser Menschen?« Eher beiläufig verwies sie auf eine Reihe von Stelen zwischen bemoosten Christussen und verwitterten Engeln. »Vor dreihundert Jahren waren die Grabplatten noch größer als die Gebeine, die sie bedeckten. Die Leute glaubten an die Auferstehung, das war der Grund. Wir Moderne sind – seien wir ehrlich – auf den Aschenbecher gekommen. Und es dürfte erst der Anfang einer Entwicklung sein, die unsere europäische Grabmalkultur mit ihren stillen Hainen und österlichen Glockenblumen hinwegfegen wird ...«

Jorne nickte, doch im Grunde hörte er gar nicht zu. Wie der Wolf, der in Grimms Märchen mit Rotkäppchen anbändelt, fragte er sich zu diesem Zeitpunkt, ob er sie gleich fressen sollte oder erst

später. Dabei schien dieses *Edelmeitji* gar nicht so zart besaitet zu sein. Längst hatte er die weißen Narben an ihren Unterarmen bemerkt – wie Schlittschuhspuren auf der Kunsteisbahn ...

»Gehört das Ritzen auch zu Ihrer Grabmalkultur?«

Sie saßen inzwischen auf einer Bank, die Füße in einer kühlen Efeuwucherung.

»Sie haben gute Augen.« Das Mädchen betrachtete seinen rechten Arm in diesem Moment, als ob er ein Fremdkörper wäre. »Nur ein Andenken an die Schulzeit. Wenn man raushat, wie fest man aufdrücken muss, ist es wie Fingernägelkauen.«

»Kein autoaggressives Verhalten?«

Sie wirkte für einen Moment überrascht. »Woher ... ich meine ... das ist der Fachausdruck, oder?«

»Ja.« Jorne bemerkte ein welkes Rosenblatt, das auf der Stahlkappe seines Arbeitsschuhs klebte. »Vreni, meine Nichte, hatte so Arme wie Sie. Das heißt, diese weißen Linien waren bei ihr mit roten Punkten markiert. Sie hat gedrückt, kam vom Heroin nicht mehr los. Machte immer so weiter. Wir suchten eine Erklärung, aber ihr Therapeut meinte, sie durchlebe eine melancholische Phase, demnach kein Grund zur Besorgnis. Dass ich mich jetzt daran erinnere, hängt vielleicht damit zusammen, dass dieser Arm das Letzte war, was ich von ihr sah. Schon merkwürdig, so ein tiefgefrorener Arm, der wie ein Ast aus dem Schnee ragt.« Sein Hals fühlte sich inzwischen wie zugeschnürt an und er japste nach Luft. »Herrgott, den Rest von ihr haben sie später von den Felsen gekratzt!«

Hinter der Friedhofsmauer fuhren in diesem Moment ein paar Mountainbiker vorbei. Ihre Aufmachung hatte Jorne immer an die Rüstungen römischer Gladiatoren erinnert. Auch das Mädchen hatte die Bande bemerkt.

»Sehen Sie die?«, fragte das Mädchen. »Die sind autoaggressiv.

Ich bin nur ein bisschen verstimmt ... Na gut, im *Beck'schen Depressionsinventar* habe ich mal 20 von 32 Punkten erreicht, aber da hatte ich vorher auch eine Menge Valium-Tabletten geschluckt ...«

»Demnach waren Sie auch in Behandlung – wegen der Ritzerei, meine ich?«

»Sie nerven«, sagte das Mädchen gereizt. »Die Ritzerei hatte nichts mit meinen Depressionen zu tun.«

»Sondern?«

»Na schön, aber Sie werden es doch nicht verstehen. Im Buch Moses werden den Frauen Tätowierungen am Körper verboten. Ich lasse mir aber von Gott nichts verbieten.«

»Sicher nicht«, pflichtete Jorne ihr bei. »Ich bin erleichtert, dass es nichts anderes ist.«

»Sie meinen einen Selbstmordversuch?«, fragte das Mädchen. »Den Versorgungsvertrag mit der Erde kann man nur aufkündigen, wenn man was Besseres hat. Das hab ich nicht. Ich bin nur ein Tier und werde wie ein Tier sterben. Was ist mit Ihnen?«

»Ich bin schon gestorben«, sagte Jorne. »Ich hoffe trotzdem, dass es noch etwas anderes gibt. Und deshalb glaube ich noch immer an Gott. Damit hat sich die Zweierpartie dann wohl erledigt.«

»Nicht für mich.« Das merkwürdige Mädchen hatte den Colleagueblock weggepackt und trank einen Schluck Wasser. Die Hitze flimmerte zwischen den Gräbern. Jorne senkte den Blick auf die blauschwarzen Schatten, die zwischen den Platten des Pflasterwegs in der Erde versickern.

Tut mir leid, Vreni, du kannst nichts dafür, ging es Jorne durch den Kopf.

»Sie tun mir unrecht«, sagte das Mädchen plötzlich, »wenn Sie denken, dass ich mit Ihrem Glauben nichts anfangen kann. Im Gegenteil, ich weiß die christlichen Werte durchaus zu schätzen ...« Es folgte ein kurzes, etwas zu vertraulich wirkendes Zwin-

kern. »Da wären beispielsweise kostbare Sakralgegenstände, die in so einen Rucksack passen ... Verstehen Sie, wie ich das meine?«

Bei Jorge war endlich der Groschen gefallen.

»Kirchenraub? Ist es das?«

»Ein hässliches Wort, aber es stimmt.« Sie sah ihn abschätzend an. »Hätten Sie damit ein Problem? Glauben Sie Gott, der Herrgott, wird Sie dafür zur Rechenschaft ziehen, Sie braver Katholik?«

»Die Kirche ist nicht Gott«, sagte Jorne, »sie ist seiner nicht würdig.«

»Vielleicht doch.« Ihre Augen blitzten kurz auf. »Selbst die Bibel schildert Gott als rachsüchtiges, blutrünstiges Monster ... Aber lassen wir das. In meinem Fach geht es nur um ein paar Antiquitäten, für die die Kirche sowieso keine Verwendung mehr hat. Sie erinnern sich vielleicht, die deutschen Bischöfe legten kürzlich bei einem Besuch in Palästina aus Rücksicht ihre Brustkreuze ab. Mein Auftraggeber dagegen kann diese Kleinodien – wenn auch in einem unorthodoxen Rahmen – noch gut gebrauchen.«

»Dann klauen Sie ...« – Jornes Entscheidung stand noch auf der Kippe – »... auf Bestellung?«

»Ja, es gibt eine Abnahmegarantie. Und wir werden im Voraus bezahlt.« Das Mädchen warf einen Blick auf die Uhr, im Aufstehen strich sie sich die Rockfalten glatt. »Sie werden mitmachen, nicht wahr?«

Jorne sah sie an, schüttelte den Kopf, sah sie länger an, nickte, schüttelte dann wieder den Kopf ...

»Ich brauche Sie, Jorne, und das hat einen einfachen Grund.« Sie spreizte die Finger der rechten Hand nach Art einer balinesischen Tempeltänzerin – sehr biegsam, diese Finger, sehr beweglich und fast so durchsichtig wie die Leimtentakeln der fleischfressenden Sonnentau-Pflanze. »Sehen diese Finger so aus, als könnten sie eine Brechstange halten?«

»Wenn Sie so direkt fragen – eigentlich nicht.«

»Dann muss ich Ihnen nicht sagen, wie es ausgehen wird, sollte ich jemals versuchen, ein Schloss zu knacken oder ein Loch in eine Panzerglasscheibe zu hämmern.«

»Verstehe«, sagte Jorne, »Sie suchen eigentlich keinen Reisebegleiter, sondern ein Werkzeug fürs Grobe.«

»Trifft den Nagel genau auf den Kopf«, sagte das Mädchen. »Solche Werkzeuge haben natürlich ihren Preis und ich bin bereit, ihn zu zahlen.« Aus dem Innenfach ihres Rucksacks zog sie ein braunes Kuvert. Der Falz war gewellt, was vielleicht auch an dem kreuz und quer verlaufenden Klebeband lag. »Ach, hätten Sie vielleicht zufällig ... etwas Scharfes dabei?«, kommentierte sie ihren Versuch, die Klappe des Umschlags mit den Fingernägeln zu öffnen.

»Einen Brieföffner?«, fragte er spöttisch zurück. »Aber ja, ich laufe zufällig den ganzen Tag mit so einem Teil durch die Gegend.«

Es war allerdings kein Brieföffner, den er zückte, sondern ein Stichel – ein echter *Caelum Sculptoris* – mit einer angeschliffenen Spitze.

Sie zögerte einen Moment. »Ich bin beeindruckt. Sie sind tatsächlich bewaffnet ...«

»Nur ein Andenken«, sagte Jorne, »an Domodossola, Sie wissen ja.«

»Ja, ich weiß.« Das Kuvert war inzwischen geöffnet, der Inhalt deutlich zu sehen. »Was sagen Sie dazu?«

»Was soll ich sagen? Das ist viel Geld.«

»Nennen Sie es einen Vertrauensvorschuss. Ich bezahle Sie hier und jetzt – vorausgesetzt, Sie kommen mit.«

Jorne sah sich um. Vor lauter Nervosität leckte er sich über die nach Erde schmeckenden Lippen. »Ihnen ist klar, wir reden hier nicht von Ladendiebstahl, sondern von ... qualifiziertem Raub.«

»Sehr qualifiziertem sogar!« Sie versuchte wie Bambi zu blin-

zeln. »Die Schweiz hat es in dieser Epoche auf allen möglichen Gebieten zu Höchstleistungen gebracht, nur in der Kriminalität hinkt sie dem Rest der Welt hinterher. Ich habe vor, das zu ändern.«

»Das nenne ich mal eine Ansage«, sagte Jorne.

»Wirklich? Ich glaube, Sie nehmen mich noch immer nicht ernst.« Und als er nur in sich hineinlächelte: »Ich zahle Ihnen Ihren alten Führertarif plus ein sattes Schmerzensgeld obendrauf – macht zweitausendfünfhundert Franken.« Mit flinken Fingern begann sie die Scheine zu zählen. »Hier, das ist für unsere erste gemeinsame Tour. Und dafür erwarte ich keine Quittung oder dergleichen, aber Ihr Einverständnis, dass Sie *an meinem Seil gehen*. Verstehen Sie mich?«

»Solange es keine Hundeleine ist ... kein Problem.« Jorne steckte das Geld ein und quittierte den Handel mit einem Nicken. Die Sonne war in diesem Moment hinter den Bergen verschwunden. Von einem Augenblick zum nächsten schien die Welt eine ganz andere.

»Wollen Sie mir nicht endlich Ihren richtigen Namen sagen?«

»Ich heiße L. Das sagte ich doch.«

»Wie der Buchstabe? Dann ist es eine Abkürzung. Nur für was?«

»Eines Tages werde ich es Ihnen verraten.« Wieder dieses Lächeln. »Sie brauchen übrigens auch noch einen Decknamen. Sollten wir telefonieren, wollen wir uns ja nicht aus Versehen belasten ...«

Sie hatten den Ausgang des Friedhofs inzwischen erreicht.

»Sie heißen mit Nachnamen Serrano ... Haben Sie spanische Wurzeln?«

»Soweit ich weiß, aber bei uns in der Familie hat keiner Ahnenforschung betrieben. Der Name bedeutet übrigens Hochländer oder Montagnard, wie die Welschen unsereins nennen.«

»Ich hab's«, sagte das Mädchen, »ich werde Sie am Telefon Herr Sonnenschein nennen. Wie finden Sie das?«

»Herr Sonnenschein?« Jorne hatte einen anderen Sinn für Humor – nämlich keinen. »Wieso?«

»Na hör'n Sie mal, Sie sind der Frohsinn in Person. Bei Ihrem sonnigen Gemüt müssen Sie sicher nie die Heizung anstellen!«

Die umliegenden Berge hatten schon einen orangevioletten Anstrich bekommen. »Eine letzte Frage. Warum glauben Sie, dass ich der Richtige bin?«

Er hatte sie offenbar in Verlegenheit gebracht, denn ihr Blick irrte über die Platten am Boden. »Wir haben eine ähnliche Vita«, sagte sie. »Das Leben hat uns übel mitgespielt, aber wir sind nicht zerbrochen.«

»Das sieht nur so aus«, sagte er lächelnd. »Ich bin ein Verlierer ...«

»Ja, ja ... und am Ende landen wir alle in einer Kiste und alles ist gut!« Sie zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Sehen Sie, in diesem Leben kommt es darauf an, ein möglichst schlechter Verlierer zu sein. Ich für meinen Teil werde nicht die linke Wange hinhalten und auch nicht den Arsch oder was diese Menschengemeinschaft von mir erwartet ... Ich hole Sie hier am Friedhofstor um Mitternacht ab, alles klar? Ach ja, und bringen Sie ein paar Werkzeuge mit – ein Brecheisen wäre für den Anfang nicht schlecht. Bis dann, Herr Sonnenschein, es geht los!«

Zehn Jahre später.

1. Eine nicht unbedenkliche Neigung zum Bösen

*Die Finsternis mancher Seelen ist
Schatten göttlichen Lichts.*

NICOLÁS GÓMEZ DÁVILLA

1

Nach einem sintflutartigen Regen, der auf der Fahrbahn für Hochwasser sorgte, stand die Sonne so tief, dass der Verdacht begründet erschien, nicht das Klima, sondern die Erdachse habe sich in den letzten Jahren verändert.

Na, wenn schon, dachte L. und kniff die Augen zusammen, ein krummes Ding mehr auf der Welt.

Mit einer Handbewegung – wie man eine Fliege verscheucht – zog sie die vergilbte Blende nach unten. Sie war lange Überlandfahrten gewohnt, doch meistens in stockfinsterner Nacht und ohne kosmisches Gegenlicht. Offenbar hatte sie die denkbar ungünstigste Uhrzeit für ihre Reise gewählt.

Mutters »Sterbeheim« lag am Zürisee, L. fuhr die Strecke jetzt, wo es auf das Ende zuing, mehrmals im Monat. Es war der einzige mehrstöckige Neubau in einem Ort mit holzverkleideten Qualitätskäseschachteln, deren Architekten womöglich am Zeichenbrett von Atomschutzbunkern oder Futtersilos geträumt hatten. Die behaglichen Wohnmaschinen reihten sich am Ufer entlang und hier – zwischen Zen-buddhistisch anmutenden Schottergärten, monolithischen Gabionen, Betonpflanzen und beleuchteten Badezubern – hausten die bessergestellten Helvetier, die im Grunde nie wussten, was ein tief empfundenes Tischgebet war. L. fühlte sich ihnen auf schlimme Weise verbunden. Es war nicht nur die dezent Formensprache der Villen, die die Bewohner ideologisch als eingefleischte Realisten verriet, es war mehr: Wie alternde, aber rüstige Titanen im heidnischen Reservat, so lebten diese Menschen ihren perfekt gestalteten Alltag. Die Habgier trieb sie unermüdlich voran, und viele von ihnen hatten es nicht nur zu tresorartigen Eigenheimen und Maybach-Limousinen gebracht, sondern auch zu einem wasserlosen, mit blauen Glassteinen aufgeschütteten

Infinity-Pool, der die körperliche Mühsal des Schwimmens ersparte. Das hatte L. immer schon imponiert. Tja, reich müsste man sein ... Ein Stardust-Remix im Radio machte L. richtig munter, das Zählwerk des Tachos spulte die Kilometer ins Nichts.

Das ländlich Ungefüge der Landschaft war dagegen nicht sonderlich interessant. Außer sumpfigen, abgeernteten Äckern gab es wenig zu sehen. Ein paar Bahnbauruin – Sichtbeton, verdreckt oder schon halb vom Frost erodiert, hier und da mit Folien abgedeckte Felder, die im Sommer vielleicht reflektierten, Schrottcontainer, die hier jemand abgestellt hatte. Ab und zu tauchte die obligatorische, von Coop gekaperte Tankstelle auf, die dann eher einem Mini-Markt glich. Insgesamt hatte der Verlauf der Straße aber etwas ebenso Eintöniges wie Beunruhigendes: Mit jeder Überwindung einer Steigung lief die Fahrbahn gleich einer Schlossallee auf die nächste, von säulenartigen Bäumen begrenzte Lichtscharte zu. Um diese Uhrzeit fielen die Schlagschatten tiefschwarz auf den schlaglochvernarbten Asphalt, was aus dem Inneren eines sich fortbewegenden Fahrzeugs immer so aussah, als würde sich die Straße in einem Flimmern auflösen. Das war der Grund, warum L. selbst große Schlaglöcher übersah. Die Tropfenhaut auf der Windschutzscheibe zuckte nach jedem Rumms wie ein lebendes Wesen zusammen.

Ein gerader Mensch gleicht einer geraden Allee, die nur halb so lang erscheint wie jene, die krumm verläuft ... Moment mal, L., wie kommst du jetzt auf Jean Paul? Spukt da nicht schon genug Belesenheit in deinem Oberstübchen herum?

Ein Thuner Schleicher mit Pferdeanhänger zwang sie zu überholen, wobei sie einen kurzen Blick in den Rückspiegel warf. Hm, vielleicht ein bisschen zu schrill, aber die steckbrieflich gesuchte Kriminelle hast du abgehängt ... Keine Ähnlichkeit, nicht die geringste.

Es war ihr nicht leichtgefallen, sich von ihren blonden Flechten

zu trennen, aber es musste sein. So wie das Piercing und die dunkel geschminkten Lippen. Die Porzellanschminke aus dem Gruftie-Shop hätte sicherlich einer Geisha alle Ehre gemacht. L. mochte diesen Teil der Maskerade tatsächlich – sie empfand die kalkige Blässe als schön, vielleicht weil sie gut mit dem blau gefärbten Irokesenschnitt harmonierte. Dessen mit Lack gefestigte Stacheln erinnerten an den Anfang einer kniffligen Mikado-Partie.

Der blaue Lorbeerkranz, der sich um ihre Schläfen ringelte, ließ ahnen, was ihr Haar vor Stunden mitgemacht hatte. Ein Taschentuch musste her – etwas, um die Tinte zu löschen. Beiläufig begann sie in dem offenen Bäumlein eines Stofftiers zu kramen, das als Beifahrer neben ihr saß: Der Dino-Rucksack war so neu wie die Eisenstecker in ihrem Gesicht. Der Flokati-Mantel gehörte ebenfalls zur Verkleidung. L. hatte wirklich alle Register gezogen, um Abstand zwischen sich und das Fahndungsfoto zu bringen. Während ihre Finger Tampons, ein Teppichmesser, ein Zigarettentui und ein halbes Dutzend Nagellackfläschchen abtasteten, sah sie den Plüsch-Dinosaurier unverwandt an.

Was denn? Ich hab halt gern ein paar Extrafarben dabei ... Und das Messer? Sagen wir mal, Vorsicht ist die Mutter des Kerzenständers ...

L. blies sich eine aufsässige, gelegentlich tropfende Haarsträhne aus der Stirn. Der heutige Tag ließ sich lakonisch als »Tag der Dusche« bezeichnen. Andererseits hatte er auch zu einer glücklichen Begegnung geführt: Vom Regen überrascht und auf der Suche nach einem Unterstand, war sie auf dem Gebrauchtwagenmarkt von Leuk-Susten gelandet, und da – ohne dass sie danach Ausschau gehalten hatte – war ihr der schwarze Ford Transit ins Auge gefallen. Laut Fahrzeugschein hatte die Karre einem Bestatter gehört, keine siebzigtausend Kilometer auf dem Tacho. Auch nicht unwichtig für eine professionelle Einbrecherin: Bei einem unter-

durchschnittlichen Leergewicht blieb viel Spielraum für Fracht. Der Vorbesitzer hatte offenbar Säрге oder Ähnliches transportiert. Zwei Bretter und Spanngurte lagen noch auf der Ladefläche herum. Schon deshalb war der Transit, Baujahr '88, nach L.s Geschmack. Dennoch – trotz Allwetterreifen und einem Satz Schneeketten – hatte sie im strömenden Regen versucht, den Preis um 300 Franken zu drücken, was den Verkäufer – ein ebenholzfarbened, silbensäuselndes Nussknackergesicht – ungemein irritierte. Auch er hatte das Schiffe stoisch ertragen und dabei ab und zu in den Donner gefurzt. Ja, Raclette verbindet fast immer ... Vielleicht wollte er auch nur sehen, wie der Haaraufstand auf ihrem Kopf kollabierte.

»Na schön, ich komm dir noch mal fünfzig Franken entgegen.«

»Warum nicht fünfundfünfzig?«

»Putana la madonna, so eine ist mir im Leben nicht untergekommen ...«

Erst als ihr Kamm um neunzig Grad abgeknickt war, hatte er nachgegeben und es krachen lassen, als hätte er eine Zirkuspeitsche im Arsch. Den Zündschlüssel drückte er ihr natürlich nicht in die Hand, er ließ ihn unter sich in eine Schlammputze fallen. Raue Sitten – doch daran war L. gewöhnt.

L. stammte aus einem Dorf im Bezirk Östlich-Raron, einem Ort wie Fiesch oder Mörel, wobei es vielleicht nur eine andere nach Abricotine riechende Trostlosigkeit war, in der ein Line-Dancing-Workshop die einzige Form von Abwechslung bot. Normal waren dagegen die Wochenenden im *Rothis Western-Club* in der Nähe von Gampel-Steg. Viele Einheimische kreuzten hier auf, um sich an Spareribs und gegrillten Hühnern zu laben. Es hieß, manche kamen auch nur, um die »Inalboner« vom Treibstofflager unter die Tische zu saufen. L.s Mutter – geborene Invalidin, aber noch weit davon entfernt, Sozialhilfe zu beziehen – konnte ein Lied da-

von singen. Schon als Schülerin hatte sie hier nebenberuflich als Serviertochter gejobbt. Später saß sie dann bei *Denner* hinter der Kasse und L.s Vater Hubertus – Stammgast des *Western*, der sich vollmundig zu den christlichen Fernfahrern zählte – hatte sie dort dann wohl eines Abends nach Ladenschluss »missioniert«. Ihr kleines Gebrechen – ein fehlender Unterarm – spielte für ihn ebenso wenig eine Rolle wie die Mär vom Treppensturz oder vom Tritt eines wildgewordenen Kalbs, der angeblich den Bauch der schwangeren Großmama traf.

Im nächsten Jahr kam L. auf der Welt – als Siebenmonatskind in einem Brutkasten, was der Mutter als böses Omen erschien. Der Vater hatte dagegen von einem »Gotteschindli« gesprochen. Von Anfang an nahm er L. auf seine Predigten mit. Eine zwischen vier Pflöcken gespannte Blache auf freiem Feld gab dabei das windige Kirchenschiff ab. Zwei Dutzend Plastikstühle, selbst gebackene Oblaten und ein ausrangierter Fußball-Pokal, der als Messbecher diente – mehr brauchte es nicht, damit der Säufer in eine Rage verfiel, die durchaus mit der eines Derwischs am zehnten Tag des Muharremⁱ mithalten konnte. Dabei ging es stets um die allgegenwärtige Versuchung des Bösen, das der Katechismus in vier Kapiteln beschreibt. Es war immer dasselbe und die Moral einer bösen Geschichte: »Wer nicht zum Herrn betet, dient dem Teufel!« Auch dass er danach kollabierte, gehörte dazu und diente den sparstrumpfreligiösen Frauen als Wink, ihre in der Hand angeschwitzten fünf Franken zu spenden. »Vergelt's Gott!«, rief dann Vaters kleine, den Klingelbeutel schwenkende Maus: »Vergelt's Gott, ihr guten Seelen!« Ja, Gottes Reich war bekanntlich auf harten Devisen gegründet. Während sie ihr herzallerliebstes Gesichtchen aufsetzte, war L. sich durchaus bewusst, dass sie schwindelte – doch die Erwachsenen logen noch mehr. Wie freute sich L. darauf, eines Tages erwachsen zu sein!

Der Vater sah das natürlich anders. Wenn er sie beim Lügen erwischte, gab es Schläge mit einem Plastiklineal aufs blanke Gefäß – oder er steckte seinen »Satansbraten« in eine wassergefüllte Tonne, die er dann mit einem Deckel verschloss. Da saß sie dann und schlotterte vor sich hin.

Mit zwölf war L. klar: Der Humus, auf dem der Glaube gedeiht, war von jeher das Unglück der Kinder. Je zermürbender ihre Menschwerdung, umso leichter fielen sie dann den Pfaffen zum Opfer. L. war anders, die Jammersaat wollte nicht fruchten. Vielleicht war sie einfach zu intelligent. Ihren Drang nach Erkenntnis empfand sie als etwas genauso Naturgesetzliches wie das Wachsen der Wurzeln gegen den Erdmittelpunkt oder die unter dem Mikroskop sichtbare Drift der Mikroben zum sauerstoffreichen Rand des Objektträgers. Sie war mit ihren Rational-Forderungen zu diesem Zeitpunkt in etwa so weit wie der große Dichter Jean Paul. Hatte der nicht geschrieben, Jesus habe im Jenseits »die Augen des Vaters« gesucht und stattdessen nur die »leeren, bodenlosen Augenhöhlen des Kosmos« gesehen, das Monstrum, das sein Zeitgenosse William Blake mit dem Namen Nobodaddy – Niemandsvater – bedachte. Wenn es ihn gab, dachte L., so war er nichts weiter als ein gleichgültiger, hartherziger Bastard. Mit vierzehn hatte sie dann bereits mit der *Verunklärung* der biblischen Wunder begonnen. Die Augengewischerei der Bibel bestünde in einer quasi-logischen Verkettung von Trugschlüssen, die auf der Behauptung beruhten: Gott sei eben nur Gott, weil sich seine Existenz niemals nachweisen ließe. Dies sei in einer aufgeklärten Zeit nicht nur unredlich, sondern unethisch. Niemand könne sich mehr ein »Credo quia absurdum« erlauben. Im günstigsten Licht betrachtet handele es sich also bei der Kirche um eine Verwertungsgesellschaft von Wahnvorstellungen. Andererseits, wenn es stimme, dass Maria vom Heiligen Geist empfangen habe, dann hätte Gott wohl Jo-

sephs Verlobte hinter dessen Rücken gevögelt ... Nicht unbedingt nett. Folgerichtig erschien L. der Katholizismus wie ein Freibrief, aus Leibeskräften Böses zu tun. Jeder religiöse Mensch zählte von vorneherein zu den Betroffenen. Der Pfaffe dagegen, dessen einziges Geheimnis es war, dass er jedem die Tür zum Himmelreich wies, doch niemals den Fehler machte, selbst durch diese Pforte zu gehen, wurde schon zu Lebzeiten für seine Schliche belohnt. Sie nannte den Klerus daher nicht nur hinter vorgehaltener Hand Hütchenspieler und clevere Parasiten.

Solche barschen Urteile sprachen sich schnell in der Gemeinde herum und ihr Beichtvater lud die L.s Mutter daraufhin zu einem Vier-Augen-Gespräch. Er habe bei der Tochter »eine nicht unbedenkliche Neigung zum Bösen« feststellen müssen, eine res dura, was in etwa einer »harten Sache« entspricht. Dabei sei es nicht etwa, dass L. ihren eigenen Willen gegen die Zehn Gebote durchsetzen wolle, nein, das Mädchen suche regelrecht nach dem Widerspruch im Wort Gottes, eine »schlimme Absicht für ein so zartes Geschöpf«. Wörtlich: »Ihre Tochter führt Krieg gegen Gott. Dabei ist sie – wie Eva vor dem Sündenfall – von anmaßendem Selbstbewusstsein erfüllt.« Sie leugne »die Ur-Prämisse des Glaubens, Gott habe sein Geschöpf – den Menschen – so erschaffen, dass dieser frei sei, zwischen Gut und Böse zu wählen«. Wie der Jude Einstein glaube sie, »dass Gott würfelt, allerdings mit gezinkten, mindestens zwölfseitigen Würfeln«. Mit dieser Einstellung werde sie mit Sicherheit auf jene Bahn geraten, die »in ewige Verdammnis und Dunkelheit führt«.

Von der entsetzten Mutter als Ketzerin und Heidin beschimpft, hatte L. nur mit den Achseln gezuckt: »Na und, ich habe die Erlösungsbotschaft vernommen und mich scheckig gelacht. Ist das verboten?«

Schon die Heilige Schrift – das kirchliche Betriebssystem –

hinke aus ihrer Sicht hinten und vorn, ein einziger Schwindel aus Hirten-, Huren- und Sippengeschichten, Halbwahrheiten und abgekupfertem Kitsch. Selbst die Engel wären nur ein Abklatsch der altbabylonischen Flügelwesen. Mit Jesus machte sie kurzen Prozess: »Aus dem Leben eines Scharlatans, der seine Bauernfängerei mit dem Leben bezahlte, mehr fällt mir dazu nicht ein.« Schon der für seine Weisheit bekannte Stauferkaiser Friedrich der Zweite habe in Jesus einen Schwindler gesehen. Die Chuzpe, sich als Messias aufzuspielen, nannte sie »Freizeitbeschäftigung für kiffende Penner im römisch besetzten Palästina«.

Zum Befolgen der Zehn Gebote verdammt würde kein Christ jemals eine Revolution anzetteln können. Die sogenannte christliche Ethik war demnach nichts anderes als eine Vorstufe der Pawlowschen Konditionierung. Nicht umsonst entpuppt sich das Jenseits als Spiegelbild der menschlichen Unrechts-Gesellschaft: Es gibt oben und unten, es wird gestraft und belohnt, mit dem Unterschied, dass es diesmal der im Diesseits Benachteiligte ist, der den Stab brechen darf. Der ewige Letzte, der um sein Leben Betrogene ist endlich *Primus* geworden. Hier zeigt sich, was man den Ursprung aller Religion nennen mag – die Umkehrung der realen Machtverhältnisse. Alles, was sich die Gläubigen durch religiöse Zwänge verwehrten, erwartete sie nun in der höheren Welt.

L. jedoch war weder jenseitskrank noch bereit, auf die irdische Welt zu verzichten. Die Unsterblichkeit, die das Christentum garantierte, machte ihr fast so viel Angst wie die ersten Liebesverstrickungen. Ihre Arme waren zu diesem Zeitpunkt bereits ein einziger, von Narben durchzogener Flickenteppich.

»Ach Mädchen, kleine Primel, hast du dich wieder geritzt? Traurig, wie schnell du vergehst ...«, sagte L. zu sich selbst. »Aber denk mal gut nach: Das Dumme an der Unsterblichkeit ist, dass man sie auch anderen zugestehen muss – den politischen Fusel-

brennern zum Beispiel oder den Heinzen der ›Hochpfuinanz‹. Und ja, natürlich auch den Kundinnen von Zalando! Mal ehrlich – wäre es nicht die Hölle, sollten sich diese Seelchen als unsterblich erweisen und dann in alle Ewigkeit von Pumps und nie-tenbehämmerten Handtaschen schwatzen? Schlimmer vielleicht nur die Möglichkeit eines männlichen Gegenstücks – ewige Vereinsmeierei von Rennsport- und Fußballfans ... Knallköppen, die Tabellen bejammern – Zahlen-Verhängnisse also, die nur einer als tragisch empfindet, der gerade mal bis zehn zählen kann. Wie tröstlich war da die Einsicht, dass all die großen Emotionen des Menschen – seine hehren Gefühle und Erinnerungen – nur aus einer Reihe von biochemischen Bausteinen bestehen: Saft, den die limbische Hirnrinde panschte, um es dem von der Natur weitgehend abgekoppelten Affen zu ermöglichen, sich die künstlich verlängerte Lebenszeit zu vertreiben ... Da sieht man's mal wieder, Hauptsache sterblich, mein Mädchen, Hauptsache sterblich ...«

Die Preziose in ihrer Unterlippe begann gerade wohligh zu jucken, da machte sich ihr Handy bemerkbar und sie warf einen Blick auf das Display. Den Namen hatte sie lange nicht mehr gelesen.

»Was wollen Sie, Mann?«

»L.? – Was ist denn los? Ich habe mindestens zehn Nachrichten auf Ihrem AB hinterlassen.«

Es war ihr ehemaliger Auftraggeber, der Antiquitätenhändler aus Davos, und er hatte nie einen anderen Namen gehabt als »der Mann«.

»Sind Sie mir gram oder warum rufen Sie nicht einmal zurück?«

»Das wissen Sie doch, die Tschuggerⁱⁱ sind immer noch an mir interessiert. Ich denke, ich werde mir eine tropische Exil-Insel suchen und da überwintern.«

»Wie schade, denn ich hätte etwas sehr Lukratives für Sie.« Der Anrufer machte eine Kunstpause. »Der Kassenwart der Sociéte anonyme bat mich persönlich, Sie mit dem Fall zu betrauen. Sind Sie interessiert?«

Sie drosselte etwas das Tempo, denn sie hatte eine Dornenkrone auf der Fahrbahn entdeckt.

»Würden Sie mir vorher eine Frage beantworten? Für wie wahrscheinlich halten Sie es, dass Jesus seinen Dornenkranz auf einer Autostraße verlor?«

»Ziemlich unwahrscheinlich«, erwiderte der Mann, ohne seinen Tonfall zu ändern. »Ich würde sagen, es ist ein überfahrener Igel. Hab ich recht?« Die Stimme klang sonderbar dumpf, was wahrscheinlich an einem digitalen Sprachverschleierer lag. »Das Interessante an solchen Dornenkronen sind die dazugehörigen Reifenspuren«, meinte er noch. »Früher wichen die Fahrer aus, heute wollen sie die Tiere erwischen.«

»Ist das so?«, fragte L., die sich insgeheim wünschte, das Thema nicht angeschnitten zu haben.

»Ja, das ist so«, sagte der Mann. »Nebenbei bemerkt – es geht um eine Viertelmillion für jeden der Partner ...«

Es mochte nebenbei bemerkt sein, doch war das mal eine Zahl, die L. aufhorchen ließ. Die Pflegekosten der Mutter hatten sich im letzten Monat verdoppelt, L.s Kriegskasse musste dringend aufgestockt werden.

»Und worum handelt es sich? Der Summe nach muss es etwas Größeres sein – die Bundeslade oder nur die Glocke vom Münsterturn?«

»Im Gegenteil«, sagte der Mann, »es geht um etwas sehr Handliches. Alles Weitere erfahren Sie, wenn wir uns sehen.« Er machte eine noch längere Pause. »Rufen Sie *ihn* an? Ich meine, Sie werden doch nicht ohne Begleitschutz losziehen ...«

L. kniff die Augen zusammen, denn der alte Fixstern flammte gerade mit aller Macht auf.

»Herr Sonnenschein und ich haben uns letztes Jahr einvernehmlich getrennt – nachdem er mich als unzuverlässig, ungläubwürdig und schlampig tituliert hatte.« Sie klappte die Blende herunter, der letzte Aufzug des Lichtspektakels namens *claire lumière* hatte begonnen. »Ich lege keinen Wert auf eine Fortsetzung der ... Beziehung.«

»Meine Frage war nur rhetorisch gemeint«, sagte der Mann. »Sie wissen ja, ich stelle nur Fragen, die ich auch selber beantworten kann.«

»Und?«, seufzte L. »Was ist aus ihm geworden? Kümmert er sich wieder um den Friedhof der verreckten Bergsteiger? Oder schleift er für den Padrone Grabsteine ab?«

»Weder noch.« Der Mann räusperte sich. »Es dürfte Sie überraschen, aber Ihr Kompagnon hat sich eine Ruhrpottzeche gesucht. Da arbeitet er in einem einsturzgefährdeten Stollen und kümmert sich um die hydraulischen Schilde. Tja, vom Hochgebirgstiger zum Kohlestaubschlucker – das klingt nicht gut.«

»Ach was.« Obwohl sie die Nachricht aufwühlte, hielt sie sich noch immer bedeckt. »Herr Sonnenschein hatte immer schon eine masochistische Ader.«

»Ich weiß nicht«, sagte der Mann. »Unser Freund hat seinen Unfall nie überwunden. Er gab sich die Schuld, wie Sie wissen, und jetzt hat er sich selbst unter die Erde gebracht. Wenn es jemanden gibt, der ihn aus diesem Loch herauslocken kann, dann sind Sie es.«

»Hm, was Sie nicht sagen.« Das Bild eines Kohleschachts schob sich vor L.s geistiges Auge: *Jorne stand mit dem Rücken zu ihr vor einer schwarz gestrichenen Tür, in deren Flöz-Rahmen ein Bildhauer die Fratzen von Lemuren gemeißelt hatte. Urplötzlich drehte Jorne*

den Kopf, sah sie an, sein Mund öffnete sich, als wolle er etwas sagen – da kam auch schon die Ausfahrt in Sicht.

»Nun kommen Sie, L., wir beide wissen doch, dass Sie eine Viertelmille nicht in den Wind schlagen werden.«

»Wollen Sie damit andeuten, dass ich piepengeil bin?«

»Das haben Sie gesagt, nicht ich.« Der Mann lachte auf. »Doch wer sich absetzen will, tut gut daran, etwas auf der hohen Kante zu haben. In Thailand könnten Sie mit einer Viertelmillion in Frührente gehen.«

»Dann kennen Sie meine Lebensplanung besser als ich.« L. hatte fast das Pflegeheim ihrer Mutter erreicht. »Na schön, ich erledige die Besorgung. Und ...« – sie zögerte einen Moment – »mailen Sie mir Herrn Sonnenscheins Nummer. Ich kann nichts versprechen, aber ich versuche, ihn aus seinem Erdloch zu locken.«

Endnoten

- i In der zwölfwägigen Muharrem-Fastenzeit gedenken Aleviten an den heiligen Imam Hüseyin und die Zwölf Imame insgesamt.
- ii Schweizer Rotwelsch: Polizisten